

<b>Zeitschrift:</b>	Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
<b>Band:</b>	9 (1919)
<b>Heft:</b>	12
<b>Artikel:</b>	Ueber Glasmalerei [Schluss]
<b>Autor:</b>	Kehrli, Otto
<b>DOI:</b>	<a href="https://doi.org/10.5169/seals-635368">https://doi.org/10.5169/seals-635368</a>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

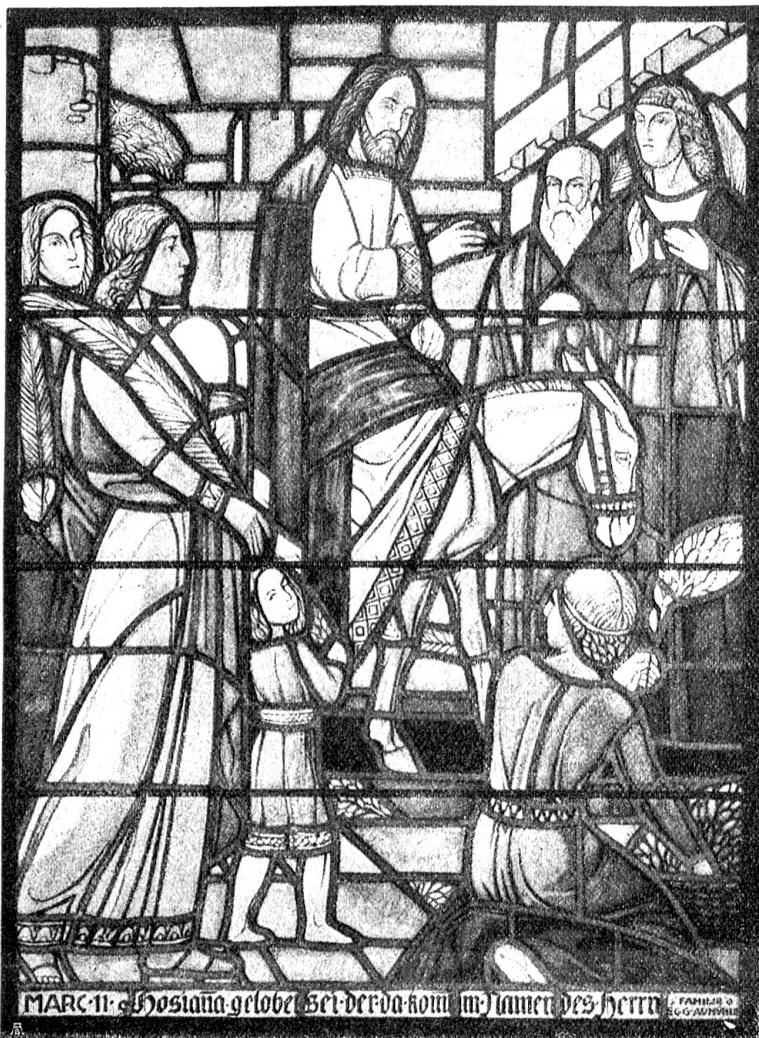
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 15.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



**Der Einzug in Jerusalem.** Glasgemälde in der Kirche zu Kurzdorf-Srauenfeld. Entworfen von E. Linck in Bern. Ausgeführt durch Kirsch & Fleckner, Freiburg i. Ü. (Aus dem „Welt“, Jahrgang 1917.)

rend seiner Studienzeit aus der Stadt mitgebracht und vorn hineingeschrieben: Pour sa chère tante.

Tante Anna schreitet die Straße nach Hinterwil hinunter. Wie eine Hochzeiterin, sagen die Leute, die ihr begegnen. Wohl des Rosenstrauches wegen, den sie sorglich in der Rechten trägt. Die Farben leuchten weit und lange noch schwelt der Duft über ihrer Spur, daß die Nachzügler schnüffelnd die Nosen in die Luft strecken und sich über das viele Schmöckwasser wundern, das da jemand verschwendet haben muß.

Sie merkt das verstohlene Lächeln der andern wohl, aber sie schämt sich nicht. Sie will gerne den Spott als eine kleine Buße auf sich nehmen für die schreckliche Sünde, die sie begangen hat, dreißig Jahre lang. Und was kümmert sie sich heute um andere, nun da der Heiland wieder bei ihr einkehren wird, daß die Sehnsucht verstummt und ihr Herz endlich die Ruhe findet, die ihm fern war, dreißig Jahre lang.

Und der Augenblick ist da. Sie kniet an der Chorschranke und hat mit beiden Händen das weiße Tuch aufgenommen und hält es ausgespannt mit gespreizten Fingern wie ein kleines Tischchen unter ihrem Kinn. Gerade vor ihr auf dem Altare stehen die Rosen, die sie gepflückt hat.

Sie muß an das rote Blut Christi denken, das sie nun reinwaschen wird.

Dann tritt der Priester mit dem Hostienkelch auf sie zu. Sie schließt die Augen, neigt den Kopf zurück und öffnet den Mund. Sie denkt nicht mehr daran, daß es der Bruder ist, der ihr Brot reicht. Sie empfängt Gott mit Zittern und Beben.

Und sie läßt das Tuch niederfallen und senkt den Kopf. Neben ihr fühlt sie die anderen aufstehen und das erinnert sie daran, daß auch sie wieder aufstehen muß. Sie erhebt sich mühsam. Mit gefalteten Händen und niedergeschlagenen Augen, ohne jemand zu sehen, findet sie sich zu ihrem altgewohnten Platze unter der Orgel zurück. Sie kniet in die Bank, spürt Körper neben sich und hört Atemzüge und Räuspern und hat doch das Gefühl, allein auf der Welt zu sein.

Und dann beginnt die hl. Messe. Priester und Ministrant halten heilige Zwiesprache. Bald stehen sie, bald knien sie. Sie wechseln den Platz, hantieren mit Buch und Kelch und Rännchen voll Wasser und Wein. Und bisweilen tönen die Klingen hell. Aber es geht an ihren Ohren vorbei wie sinnloser Lärm. Und ihre Augen sehen nur unverständliche Gebärden.

Sie hat so viel mit sich selbst zu tun. Denn eine Ahnung wird stärker und stärker und wächst zur Gewißheit aus. Zu einer schrecklichen Gewißheit: Die Sehnsucht hat sich nicht erfüllt. Das Wunder ist nicht geschehen. Ihr Herz hat immer noch keine Ruhe gefunden, trotzdem Gott in ihm abgestiegen ist. Was fehlt ihr denn noch? Kann denn auch die Kirche nicht helfen?

Was ist es denn, nach dem sie sich sehnt, schon dreißig Jahre lang?

Der Priester macht ein Kreuz über die Menge, dann leert sich die Kirche. Mechanisch geht sie mit. Und draußen sieht sie verwundert und fassungslos auf die vielen plaudernden Menschen, macht ein paar Schritte Boderwil zu und wendet sich dann nach rechts, irgend einem Feldweg folgend, nur um allein zu sein.

(Fortsetzung folgt.)

## Über Glasmalerei.

Von Otto Kehrli in Bern.

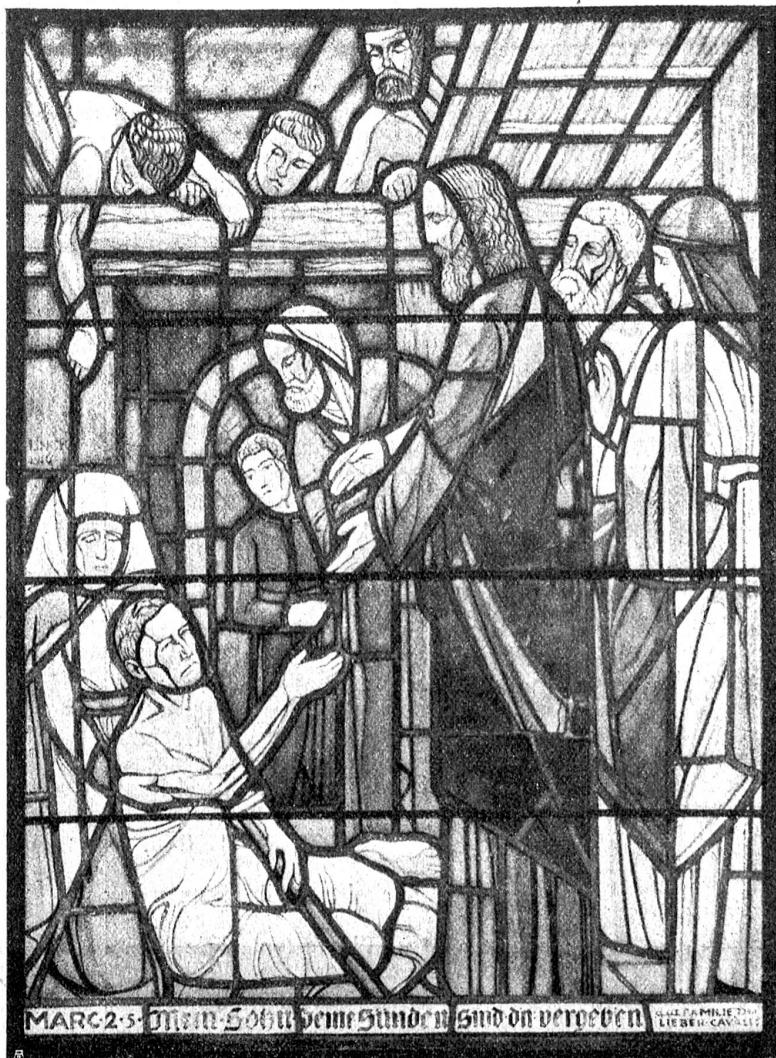
(Schluß.)

Bevor wir uns aber der Glasmalerei von heute zuwenden, wollen wir einmal die Werkstätte eines Glasmalers betreten, um uns die Technik des Verfahrens vorführen zu lassen. Da sehen wir zuerst, daß der Glasmaler nicht etwa ein Mann ist, der mit Pinsel und Palette Farben auf das Glas zaubert. Dieses Verfahren kommt gelegentlich auch zur Anwendung, erinnert dann aber gewöhnlich an Emailmalerei. Der Glasmaler arbeitet vielmehr bloß mit zwei Farben: mit Schwarzlot und gelegentlich mit Silbergelb. Aber wir wollen nicht voreilig, sondern die Entstehung hübsch der Reihe nach darstellen. Erstes und wichtigstes Material des Glasmalers ist naturgemäß das Glas. Dieses kann er fertig aus der Hütte beziehen, und zwar ist es mit geringen Ausnahmen nicht weißes, sondern farbiges Glas.

Dieses wird ihm in großer Mannigfaltigkeit angeboten, was nicht immer ein Vorteil ist, denn ein Glasmaler ohne künstlerisches Empfinden weiß leicht die Vielheit nicht zu bemeistern, und das Ergebnis sind farbige Ungeheuerlichkeiten in Glas. Den alten Glasmalern stand neben einem weißlichen Ton nur ein Rot, ein Blau, ein Violett und ein Gelb zur Verfügung. So war die Gefahr farbiger Entgleisungen von vornherein nicht groß.

Man hört häufig die Meinung vertreten, gewisse Farben, besonders brennendes Rubinrot, ließen sich heute nicht mehr herausbringen. Diese Auffassung ist unrichtig. An den nötigen Gläsern fehlt es nicht; da und dort aber am handwerklichen Können der Glasmaler. Diese müssen all die Feinheiten, die dem Glas entlockt werden können, durch jahrelange Versuche herausproben. Oft genügt z. B. nur das Uebereinanderlegen zweier Gläser, um eine bedeutende Wirkung zu erzielen. Es sei hervorgehoben, daß das Glas in seiner ganzen Masse gefärbt ist, nicht etwa nur an der Oberfläche. Die Färbung des Glases geschieht also nicht etwa durch Auftragen von Farbe auf weißes Glas, sondern durch Metalloxyde, die bei Schmelztemperatur dem Glase ihre Farbe mitteilen. So entsteht Blau durch Kobalt, Gelb durch Antimon, Violett durch Mangan usw. Der Zusatz von Kupfer ergibt rotes Glas. Kupfer färbt aber sehr stark, so daß leicht Schwärzung des Glases eintritt. Hier war man also vor zwei Möglichkeiten gestellt, Rot entweder in geringen Mengen beizulegen oder Gläser von sehr geringer Stärke zu verwenden. Beides wäre untrüglich gewesen. Zum Glück wurde man aber durch eine wichtige Erfindung dieser Schwierigkeit enthoben. Man brachte es fertig, zweischichtiges Glas herzustellen, d. h. auf das dicke farblose Glas wird eine dünne Schicht rotes Glas aufgetragen, die dann vom Glasmaler je nach Bedürfnis wieder weggeäst werden kann. Ueberfangglas ist der Fachausdruck für solches Glas. Es spielt in der Glasmalerei eine große Rolle. Man denke sich z. B. den Fall, der Glasmaler habe eine Hand von geringer Größe darzustellen. Es wäre technisch nun beinahe unmöglich und namentlich sehr störend, wenn dieses kleine Stück besonders herausgeschnitten und später verbleit werden müßte. Da leistet das Ueberfangglas unschätzbare Dienste. So wird also der Raum, der für die Hand bestimmt ist, weggeäst, in alter Zeit auf mühsame Weise weggeschliffen. Der Glasmaler kann dann diese Stelle je nach Bedürfnis mit der nötigen Farbe versehen. Neben dem Ueberfangglas mit roter Farbe ist es heute möglich, solches mit grünen, violetten und blauen Farben herzustellen.

Während rührige Hände in der Glashütte sich befleißten dem Glasmaler gutes Glas zu liefern, entwarf unterdessen der Künstler die Zeichnung für die geplante Glasmalerei. Gewöhnlich wird dieser sogenannte Scheibenriss in der Größe der auszuführenden Scheibe als Kohlezeichnung hergestellt. Neben diesem großen Karton entwirft der Künstler meist noch eine kleine farbige Skizze, die dem Glasmaler als Wegleitung für die Bemalung der Scheibe dienen soll. Das übliche ist, wenn der Entwerfer des Scheibenrisses und der Glasmaler sich in ihre Arbeit teilen. Es gibt zwar Glasmaler, die imstande sind, gute Scheibenrisse zu entwerfen, aber gewöhnlich sind sie beiden ganz verschiedenen Aufgaben dann nicht gewachsen. So ist denn für eine gute Scheibe unbedingtes Erfordernis das Ineinanderarbeiten zwischen dem Entwerfer des Scheibenrisses (meist ein Kunstmaler) und dem Glasmaler. Der Künstler



Heilung der Gichtbrüdigen. Glasgemälde in der Kirche zu Kurzdorf-Frauenfeld. Entworfen von E. Linck in Bern. Ausgeführt durch Kirsch & Fleckner, Freiburg i. Ü. (Aus dem „Welt“, Jahrgang 1917.)

muß mit der Glastechnik auf das engste vertraut sein, muß sich auch stets vor Augen halten, daß er eine Glasscheibe zu entwerfen hat und nicht ein Gemälde oder sonst ein Kunstwerk. Denn just daran scheitern die meisten Künstler, so daß die Zahl der Entwerfer von Scheibenrissen, die befriedigen, sehr klein ist. Selbst vielbeschäftigte Entwerfer verfallen leicht in den Fehler, daß sie ihre Scheiben mit Einzelheiten überladen und zu naturalistisch arbeiten, was dem Geist der alten Scheiben ganz zuwiderläuft. So sind denn Scheiben, die oft als modern angesehen werden, viel eher als alt und unmodern zu bezeichnen, während naturalistische Scheiben, die das breite Publikum mehr ansprechen, kaum den Anspruch machen dürfen, sie seien im Geist der alten Scheiben gehalten. Der Glasmaler wiederum muß durchaus selbständig die Ideen des Künstlers auf das Glas übertragen können. Man glaube ja nicht, mit einer gedankenlosen Kopie des Karton habe der Glasmaler seine Arbeit erfüllt.

Liegt der Scheibenriss vor, so geht der Glasmaler daran, die farbigen Gläser zuzuschneiden; diese Arbeit verrichtet da und dort auch ein Glaser. Sie fahren den Umrissen, die der Künstler als Wegweiser für die spätere Verbleitung angegeben hat, nach und erhalten so eine Vielheit von kleinen Stücken, die zueinander passen müssen. Das Schneiden geschieht mit dem Diamanten, früher war man auf das mühselige Sprengen mit glühender Kohle oder

Eisen angewiesen. Mit Hilfe des Kröseleisens wurden dann die rauhen Ranten weggeschliffen. Sind die einzelnen Gläser geschnitten, so beginnt die eigentliche Tätigkeit des Glasmalers, indem er nun die Zeichnungen, die ihm der Karton vorschreibt, aufzutragen hat. Als Farbe benötigt der Glasmaler also fast ausschließlich Schwarzlot und gelegentlich zur Erzielung gelber Farbtöne noch Silbergelb, sofern er nicht vorzieht, gelbes Glas zu benützen. Diese glasmalerische Bearbeitung ist nun keineswegs leicht, sondern erfordert gediegenes und sicheres Können. Wie leicht wird die Arbeit des Künstlers, der den Karton entworfen hat, in den Händen eines ungeübten Glasmalers verdorben! Von großer Bedeutung ist auch, daß der Glasmaler vom Sinn und Zweck seiner Aufgabe durchdrungen ist. Wie der Entwerfer der Skizze muß er vermeiden, im Sinn der Tafelmalerei zu arbeiten, z. B. Köpfe allzu plastisch zu modellieren usw.

Schwarzlot ist nicht beständig und muß in das Glas eingearbeitet werden. Der Glasmaler benützt dazu seit alters einen Brennofen bestimmter Bauart. Vom Brennprozeß hängt der Erfolg der ganzen Arbeit ab. Die Gläser werden langsam durch Chamottewände hindurch bis zur Rotglut erhitzt und zwar, ohne daß sie direkt dem Feuer ausgesetzt werden dürfen. Verpaßt der Glasmaler, die Gläser im richtigen Moment herauszunehmen (dieser Moment tritt nach stundelangem Brennen im Verlaufe einer Minute ein), so beginnt das Glas weich zu werden und verliert Glanz und Form. Das Glas darf aber auch nicht zu früh herausgenommen werden, denn sonst verbinden sich die Farben nicht. Die Gläser werden nun abgeführt, wieder zusammenge stellt und der Gläser kann mit der Arbeit des Verbleiens beginnen. Um die Gläser werden Bleiruten in I-I Form gelegt, verlötet und verkittet. Die Arbeit soll, gut ausgeführt, Jahrhunderte überstehen.

Für den Glasmaler von heute gilt es, im Sinn und Geist seiner Zeit zu schaffen und zu schöpfen. Es ist deshalb verfehlt, ihn mit Aufträgen zu behelligen, romanische oder gotische Scheiben zu entwerfen oder gar alte Meister zu kopieren. Was der modernen Glasmalerei not tut, um sie lebendig zu gestalten, sind Aufträge, die ein freies Schaffen erlauben. Man hüte sich, für Kirchenfenster nur biblische Motive zu verlangen (man sehe sich in dieser Hinsicht die gotischen Kirchenfenster an, die meistens alles andere als streng kirchliche Motive verwendeten). Unerlässlich ist auch, daß große Räume, seien es geistliche oder weltliche, nach einem einheitlichen Plane mit Glasmalereien ausgegeschmückt werden. Die Schweiz weist heute sehr tüchtige Entwerfer zu Scheibenrisiken und Glasmaler auf. Aber man muß sie suchen und sich bemühen, selbst dem Sinn und Geist der Glasmalerei gerecht zu werden, denn sonst versteht man ihr Wesen nicht.

Bei der Auswahl der Illustrationen haben wir uns davon leiten lassen, eine kleine Auslese, die unsere Anforderungen an gute Scheiben erfüllt, zu bieten. Wenn die Zahl der beteiligten Künstler eine kleine ist, so geschieht dies aus der Überlegung heraus, eine gewisse Einheitlichkeit zu wahren; sie sollten andern tüchtigen Glasmalern gegenüber nicht bevorzugt werden. Unjere Leser werden uns be pflichten, daß die beigegebenen Illustrationen, die natürlich farbig gedacht werden müssen, sich auszeichnen durch gediogene Raumausfüllung und -verteilung. Die leichte Stilisierung, die einige Scheiben aufweisen, ist bewußt so gestaltet, um das Seelische besser zu betonen. Die Scheiben sind auch alle auf Fernwirkung eingestellt; so erfährt z. B. eine in der Nähe etwas schematisch gestaltete Figur auf die Ferne eine seelische Belebung, die der Wucht und Kraft alter Scheiben nicht nachsteht. Ganz besonderes Gewicht ist bei all diesen Scheiben auch auf den farbigen Rhythmus gelegt, halten sich die Künstler doch stets vor Augen, daß der erste Eindruck von einer Scheibe durch ihre Farbe bestimmt wird. Maßgebend ist mit Recht hier einzig das harmonische Zusammenpassen der Farbe, so namentlich des Dreiklanges Rot, Blau und Grün.

Die wenigen Proben genügen uns, auf die schweizerische Glasmalerei große Hoffnungen zu setzen. Mögen sie in Erfüllung gehen und durch verständnisvolle Aufträge gefördert werden!



Blatten-Lötschen, Anfang März 1919.  
(Phot. G. Schneiter, Thun.)

## Winter im Lötschental.

Das reizende, sagenumwobene Lötschental, das seit der Eröffnung der Berner Alpenbahn Sommers über unzählige Touristen und fremde Ferienleute sieht, empfängt während der Winterszeit nur seltene Besuche, sei es, daß kühne Skifahrer vom Jungfraujoch her die Egon v. Steiger-Hütte besuchen und durch die Lötschenlücke hereinkommen, oder von Goppenstein durch den schmalen, tief eingetretene Bergtal hinaufsteigen. Zurzeit geht der Weg durch die enge Klus oberhalb der Station Goppenstein am bekannten Längstein vorbei durch einen 250 Meter langen Schneetunnel, dessen Erstellung die Talschaft 700 Franken gekostet hat. In der ersten Woche März, als es am Thunersee schon mächtig lenzte, hatte der Schnee auf den Dächern der Häuser von Blatten noch eine Dicke von 2 Meter 40. Diesen Winter haben die Lötscher einen Skilub gegründet, dem bereits etwa 12—15 Männer angehören, worunter auch der Pfarrer von Blatten. Winter bleibt es hier oben bis Ende April, Anfang Mai. Um den Acker im Frühjahr rechtzeitig bepflanzen zu können, wird in späten Jahren das Wegschmelzen des Schnees künstlich gefördert, indem man Erde über den Schnee streut. Man nennt dies „Herdigen“ (Herd-Erde). Statt Erde wird auch Asche oder Ruß angewendet. Infolge der dunklen Farbe ist die Abhörmöglichkeit für die Wärmestrahlung der Sonne stärker, weshalb der Schnee nun rascher weg schmilzt. Man wandte dieses Mittel auch bei dem Bau der Steiger-Hütte an, da im Herbst 1905 das Baumaterial